

STAUNEN UND ZUHÖREN

Zunehmend besteht die Gefahr, dass die Wissenschaften nicht mehr als unparteiisch, sondern als rechthaberisch und moralisierend wahrgenommen werden. Wie können Expertinnen und Experten auch weiterhin ihre wichtige Rolle bei der Erhaltung der Biodiversität spielen?

VON CHRISTOPH KÜFFER

Das Buch «Der stumme Frühling» von Rachel Carson aus dem Jahr 1962 gilt als der Beginn der modernen Umweltbewegung. Carson prognostizierte einen Frühling ohne singende Vögel aufgrund von Pestiziden und Monokulturen. Sie wehrte sich mit wissenschaftlichen Fakten für das Gemeinwohl und die Rechte der Natur und gewann gegen die Interessen von Grossfirmen. Carson steht damit symbolisch für das prägende Verständnis der Rolle der Wissenschaften in der Umweltpolitik seit dem Zweiten Weltkrieg: Wissenschaftliche Fakten zeigen den Handlungsbedarf auf, ethische Argumente legitimieren diesen, und Zukunftsprognosen sensibilisieren die Bevölkerung.

Inzwischen sind Umweltgesetzgebungen weltweit selbstverständlich, und die Evaluierung von wissenschaftlichen Fakten ist durch Fachgremien institutionalisiert. Trotzdem sind wir vielerorts im stummen Frühling angekommen. Und wir sind in einem stummen Sommer angekommen. Das Verschwinden der Insekten und Vögel aus unseren Alltagslandschaften löst in der Gesellschaft kaum mehr Resonanz aus. Im Gegensatz zu heute waren 1962 die Reaktionen auf Carsons Buch in der Politik bis auf höchster Ebene so stark, dass die «New York Times» von einem «lauten Sommer» schrieb.

Carson war heftigen Gegenreaktionen von Lobbyisten, Juristen und PR-Agenturen ausgesetzt. Solche gezielten Angriffe gegen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie die bewusste Verfälschung von Fakten werden wohl weiter zunehmen. Besonders problematisch ist dabei, dass Expertinnen und Experten gezwungen werden, unangreifbare Argumente so hart wie Granit zu präsentieren: «So ist es, und so muss es sein. Keine Diskussionen.» Dadurch werden die gesellschaftliche Kreativität und Konsensfähigkeit bedroht: keine Innovation ohne Staunen und keine Politik ohne Zuhören. Von Rachel Carson können wir lernen, wie ein zukünftiger Naturschutz sowohl faktentreu und standfest wie auch vielfältig und ergebnisoffen sein kann. Staunen und Zuhören als Antworten auf das Verstummen.

STAUNEN ...

Rachel Carson gilt als frühe Ökofeministin. Sie hat die reduktionistische Biologie ihrer Zeit als arrogant und veraltet kritisiert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verlor die Ökologie tatsächlich das Gefühl für die Vielfalt und Komplexität der Natur. Die Physik und die Genetik und deren Reduktion von wissenschaftlichen Erklärungen auf einfache und allgemeingültige Grundprinzipien dienten als Vorbilder: Survival of the fittest, Konkurrenz regiert die Natur, Tiere sind Automaten, das egoistische Gen ist das Atom der Ökologie, und der Mensch ist ein externer Störfaktor.

Lynn Margulis mit ihrer Vorstellung einer Natur, die von Symbiosen und hybriden Wesen geprägt ist, galt als esoterisch. Feldbiologinnen wie Anne Innis Dagg, welche das komplexe Sozialverhalten von wild lebenden Giraffen untersuchte, hatten keine Chance auf eine wissenschaftliche Karriere. Die Biodiversitätsforschung wollte statistisch signifikant und unwiderlegbar beweisen, dass die biologische Vielfalt wertvoll ist. Ich habe meine Dissertation in einem tropischen Wald durchgeführt. Beim Wägen von den mit Moos bewachsenen und zum Teil zerfressenen Blättern kam ich mir ein bisschen als Betrüger vor, der aus diesen vielfältigen Lebensspuren saubere Zahlen «schummelt».

Carson warnte, dass eine vereinfachende Biologie zu der gefährlichen Vorstellung führt, der Mensch könne die Natur beliebig kontrollieren. Im «stummen Frühling» brachte sie dies auf den Punkt: Pestizide statt Agrarökologie. Diese Gefahr betrifft auch den Naturschutz – zum Beispiel im Umgang mit invasiven Arten. Ein komplexes sozioökologisches Phänomen wurde auf einen einfachen Nenner gebracht: Gebietsfremde Arten sind per Definition eine Bedrohung und müssen durch eine Nulltoleranz-Strategie bekämpft und möglichst ausgerottet werden. Die Konsequenz: Ein Naturschutz, der Pestiziden vertraute und Diskussionen misstraute.

Mich erinnert der Begriff «Biodiversität» an eine Kindheitserinnerung: Die lehrerhafte Atmosphäre in den Beobachtungshütten von Vogelschutzgebieten. Wenn du da einen Haubentaucher nicht erkennst, fragst du besser nicht. Langweile dich nicht und sei still. Es braucht weniger Mut, in der Zürcher Oper als im Neeracherried zu niesen. Zum Glück entdeckte ich als Jugendlicher rechtzeitig die Bücher des Insektenforschers Jean-Henri Fabre. Eine fantastische Welt von Pillendrehern, Grabwespen, Gottesanbeterinnen und Zikaden hat mich überwältigt. Es leuchtete mir ein, dass Charles Darwin sein Hauptwerk erst nach Jahrzehnten veröffentlichte, und Alexander von

Humboldt noch im hohen Alter immer neue Bände seiner endlosen Enzyklopädie schrieb.

Die Natur ist eine Wunderkammer: unüberblickbare und skurrile Vielfalt. Entsprechend reichhaltig und verschiedenartig sind traditionelle Kulturlandschaften und das damit verbundene ökologische Wissen. Am Anfang war das Staunen, nicht das Wort.

... UND ZUHÖREN

«Der stumme Frühling» beginnt mit dem Satz: «Es war einmal eine Stadt im Herzen von Amerika.» Carson erzählt vom ländlichen Amerika, welches sie aus ihrer Kindheit auf einem Bauernhof kennt, und lässt viele unterschiedliche Menschen von ihren Beobachtungen und Sorgen sprechen. Im Naturschutz wird Kunst manchmal missverstanden als ein Instrument, um Botschaften effektiv zu kommunizieren. Vielmehr aber lässt Kunst ein Thema mehrdeutiger und damit menschlicher werden, schafft Beziehungen und ermöglicht Perspektivenwechsel.

In der transdisziplinären Forschung wird dies als Problemorientierung bezeichnet. Problemorientierung bedeutet, dass Forschungsfragen und Lösungsansätze aus der Sicht von direkt betroffenen Akteurinnen und Akteuren formuliert werden. Nur durch solches Zuhören werden andere wissenschaftliche Disziplinen die Ökologie als eine Grundlagenkompetenz für ihre Forschung ansehen. Und nur so werden sich andere Berufsfelder als Teil statt als Gegner des Naturschutzes verstehen.

«Fremde, bitte lasst uns nicht alleine mit uns» – ein Slogan des dänischen Kunstkollektivs Superflex, der auch für den Naturschutz passt, wenn sich dieser Wunsch an alle richtet, die sich in unserer Gesellschaft fremd fühlen, weil sie noch ein naturnahes Leben kennen. Zum Glück gibt es Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Robin Wall Kimmerer, die in ihren Büchern indigenes und modernes Wissen vernetzen. Oder Projekte wie dasjenige von Santiago del Hierro Kennedy, Doktorand am Departement Architektur der ETH Zürich, welche helfen, indigene Universitäten aufzubauen und indigenes Wissen an unseren Universitäten zu fördern. Wir sollten das Wissen von Migrantinnen und Migranten, die aus ökologischeren Lebenswelten zu uns kommen, besser nutzen, und wir sollten allen Menschen zuhören, welche noch bei jedem Wetter draus-

sen arbeiten. Sie alle haben Lebenserfahrungen, die uns zunehmend fehlen. «Bitte lasst uns nicht alleine mit uns.» ■

CHRISTOPH KÜFFER ist Professor für Siedlungsökologie am Studiengang Landschaftsarchitektur der OST Rapperswil, Privatdozent an der ETH Zürich, affiliiierter Professor für Environmental Humanities an der Franklin University Switzerland in Lugano und Präsident des Netzwerkes für Transdisziplinarität der Akademien der Wissenschaften Schweiz.



KONTAKT

christoph.kueffer@ost.ch